



# **ROBUSTE GEMEINSCHAFTEN UND VIELFALT ENTSCHLÜSSELN – EIN BLICK AUF DIE STADT ALS MODELL**

*Fellowbericht*

**Christiane Brosius**

DOI: 10.11588/fmk.2022.2.92712

**MARSILIUS-  
KOLLEG**

2021 / 2022



# ROBUSTE GEMEINSCHAFTEN UND VIELFALT ENTSCHLÜSSELN

## Ein Blick auf die Stadt als Modell

Das Thema unserer Fellow-Gruppe „*Building robust communities: embracing complexity and diversity?*“ brachte den Pflanzenbiologen Alexis Maizel, den Verhaltensökonom Stefan Trautman und mich, eine Südasien-Ethnologin mit dem Schwerpunkt „Visuelle und Medienethnologie sowie Stadtforschung“ zusammen. Gemeinsam stellten wir das Konzept der Robustheit ins Zentrum unserer Diskussionen. Wir diskutierten, was Gemeinschaften von Pflanzen, Wirtschaftsorganisationen oder urbane Nachbarschaften über längere Zeiträume zusammenhält, wie sie in Krisen und Umbrüchen reagieren und sich problemlösend rekalisieren, aber auch, wie sie immer wieder im Zeichen andauernden Wandels den Zustand von Robustheit aufrechterhalten können. In unseren jeweiligen Fächern spielt Robustheit eine sehr unterschiedliche Rolle und uns lag an einer Begriffsdiskussion, um über unsere Fächer hinauszugehen und Potenziale wie Grenzen auszuloten. Robustheit liegt dabei in einem Spektrum zwischen Fragilität oder Labilität auf der einen und Stabilität und Fixiertheit auf der anderen Seite. Robustheit schien uns eine besondere Qualität sozialer, biologischer und wirtschaftlicher Kohäsion zu sein. Um das zu verdeutlichen, wollten wir das Konzept in unserer Gruppe und Diskussionen mit der ganzen Fellow-Klasse genauer in Relation zu Resilienz oder Nachhaltigkeit setzen.

### WAS IST ROBUSTHEIT?

Zu Beginn unserer thematischen Zusammenarbeit bedeutete Robustheit die Fähigkeit einer Gemeinschaft, Gruppe oder Gesellschaft, Momenten der Fragilität, Un-

sicherheit oder Unplanbarkeit zu widerstehen oder diese gar zu überwinden, ohne sich fundamental ändern zu müssen. Aber genau die Frage, was denn eigentlich den „Kern“ eines Zusammenhalts und eben die „Grundstrukturen“ einer Gemeinschaft ausmacht, ist umstritten und kann rasch einer problematischen Essentialisierung von Identität und Idealisierung des *status quo* gleichkommen. In den Sozialwissenschaften – so wurde rasch deutlich – wird Stabilität über Fragilität, Konsens über Differenz abgewogen; dabei werden Fragilität und Komplexität oft als suspekt konnotiert und im Licht von quantifizierbaren Daten vor dem Narrativ eines linearen oder skalierenden Fortschritts, Wachstums und effizienter Performanz bewertet.

Disziplinäre Varianten des Begriffes – so unsere Annahme – würden uns hingegen ermöglichen, im Gegenzug auch Varianten von anderen Praktiken, von multidimensionaler Komplexität und Vielfalt besser zu verstehen. Für Stefan Trautmann stand hier die wirtschaftliche Organisation von Unternehmen im Vordergrund, für Alexis Maizel die biologische Robustheit – etwa im Zeichen des Klimawandels. Mein Fokus lag auf kultureller Vielfalt im Kontext von Kulturerbe und Stadtgesellschaften in Südasien und Europa. Ziel unseres Austauschs war es, uns verschiedener disziplinärer Diskussionen bewusst zu werden und eine Sensibilität für Ähnlichkeiten und Unterschiede zu entwickeln, die unseren Disziplinen „Denkraum“ gibt und dennoch Annäherungen ermöglicht.



Eine deutliche und bisweilen undifferenzierte Überlappung für unsere Gruppe – so wurde schnell klar – bestand zum Begriff der Resilienz, der in den letzten Jahren eine beachtenswerte transdisziplinäre Karriere hingelegt hat und deshalb viel Aufmerksamkeit erhält, weil er Strategien und Möglichkeiten der Standfestigkeit von Gemeinschaften in Krisenzeiten beschreibt – das vielgerühmte krisengeschüttelte „Stehaufmännchen“. Mit dem Begriff der Resilienz wird normalerweise die Rückkehr in einen „ursprünglichen“ Zustand idealisiert, die Fähigkeit, sich nach Krisen zu regenerieren („*bounce back*“, „*shockproof*“). Für uns – und das diskutierten wir vielfältig in der Themengruppe und der Fellow-Klasse – war nun spannend zu sehen, inwiefern Robustheit im Vergleich zu klassischen Resilienzdiskussionen eine weitere und auch andere Qualität zeigt. Diese – so meinten wir – könne auch andere Diskussionen zu Zusammenhalt in biologischen, wirtschaftlichen und urbanen Systemen oder Habitats eröffnen.

In unseren Gesprächen und durch meine Recherchen stellte sich heraus, dass sich der Begriff der Robustheit in der Ethnologie überraschender Weise nicht findet. Resilienz jedoch deckt in der Ethnologie Themenfelder ab, die Klimawandel und Naturkatastrophen, Entwicklungspolitik (z. B. Armut, Bildung, Gesundheit) oder auch *Global Governance* und *Policy Making* betreffen. Oft genannte Ideale dieser Untersuchungsfelder sind Nachhaltigkeit, Voraussesbarkeit, Fitness und Effizienz. Ich war der Robustheit 2015 in Rahmen meiner transdisziplinären Zusammenarbeit mit einem Stadtdesigner aus Delhi begegnet. In unserer damaligen Arbeit über die sich rapide verändernde und wachsende Hauptstadt Delhi wurde deutlich, dass Städte in Indien als horizontal und vertikal zueinander liegende Sedimentablagerungen verstanden werden können. Ihre verschiedenen historischen „Schichten“ und Architekturformen liegen nicht nur lose aufeinander, sondern sind durch soziale Praxis ineinander verflochten. Die Anerkennung der lokalen und globalen Verflechtungsgeschichte von Städten, die auch eine durchaus komplizierte soziale Vielfalt und historische Tiefe sowie diverse Spannungen, Widersprüche und Brüche beinhaltet, ist für urbane Dynamik, zivilgesellschaftliches Leben und wirtschaftliche wie auch kulturelle Attraktivität relevant. Während Resilienz vor allem das Bewältigen von Krisen in einer Stadt bedeuten würde (etwa Sicherheit oder Gesundheit betreffend), bedient das Konzept der Robustheit mehr als nur das strategische und punktuelle Reagieren auf temporären „Stress“ oder „Probleme“. Robustheit ist eine andauernde, aber keinesfalls statische „Festigkeit“, die zugleich Labilität und Flexibilität, aber vor allem Heterogenität und Improvisation zulässt, und die nicht nur von oben geplant und verordnet oder gar gemessen werden kann.

Robustheit verwehrt sich der Reduktion auf wenige „wesentliche“ Elemente und existenzielle Krisen und so etwa auch der Ghettoisierung oder funktionalen Zonenbildung (räumliche Aufteilung nach Klasse, Arbeit, Wohnen, Freizeit). Auch wenn solche Aufteilungen den Eindruck vermitteln, dass eine Stadt auf solchen Rastern besser planbar und kontrollierbar ist, bzw. uns für Investor:innen attraktiv scheint: So ein Modell bringt oft die Ausgrenzung von Differenz mit sich, eine Reduktion von Komplexität, und misst den „Erfolg“ einer Stadt an ihrer „Zähmung“ in kontrollierbare Einheiten und zählbare Qualitätsfaktoren.

## **ROBUSTHEIT IM WANDEL**

„Robustheit“ – das lernte ich im Gespräch mit dem Kollegen aus Indien und auch in meiner Themengruppe am Marsilius-Kolleg – erfordert eine multilokale Beweglichkeit der Beobachtenden und die grundlegende Bereitschaft in den Bereichen der Städteplanung, Ökonomie oder Politik, Widersprüche, Spannungen, unterschiedliche Ideen und Ideale von der „guten Stadt“ und einer funktionierenden Zivilgesellschaft auszuhalten und sogar zu pflegen. Das heißt: von einem Kulturerbe zu sprechen, ist irreführend. Vielmehr müssen wir vielfältige und sich immer wieder neu zusammensetzende Kulturerben in Städten aufspüren und relational verstehen lernen. Die robuste Stadt besteht aus einer pluralisierten Konsistenz von dem, was Menschen in der Stadt als Erbe ansehen, bewahren und transformieren wollen. Verordnetes Kulturerbe erstarrt, bricht, wird museal. Die robuste Stadt ist eine, die Interaktion und Partizipation auf verschiedenen Ebenen und Knotenpunkten ermöglicht, ohne ein Narrativ einer „Mehrheitsgesellschaft“ (einer Nation oder ethnischen Gruppe) einzufordern. Robustheit entsteht im elastischen und dynamischen Verhältnis vielfältiger Zwischenräume, gebauter und immaterieller Faktoren, von Straßen und Plätzen zu multiethnischen Nachbarschaften und Festivals. (Bild 1) Am Ende steht hinter Robustheit aus diesem Blick das Ideal der demokratischen, auf Anerkennung von Differenz und Vielfalt basierenden Stadt – seien es Delhi und Kathmandu oder Mannheim und Offenbach. Robustheit kann nicht auf Krisenmanagement und Fortschrittsdenken der „Weltklassestadt“ reduziert werden. Eine solche Form urbaner Robustheit war also ein Plädoyer für das, was Errol Yildiz „die *weltoffene* Stadt“ nennt, wo die Stadt zum Habitat für Migration wird, einem Ort, der immer Ankunft, Transit und Abkehr ist, der dem Fremden Tore, Häuser und Köpfe öffnet und darin das „Eigene“ bewahrt; ein Ort, für dessen Fortbestand Prognosen schwierig, bzw. nur eingeschränkt plausibel sind.





Bild 1: 2015, im Jahr des großen Erdbebens in Kathmandu, fand eine der größten alljährlichen Prozessionen in Nepal statt, an der Tausende von Menschen teilnahmen. Die Prozession ist nicht nur Ritual der Verehrung des Regengottes, sondern hält und bringt die moderne Stadtgemeinschaft zusammen – gerade 2015 wurde dies als Zeichen der Robustheit hinsichtlich der Erdbebenkatastrophe verstanden.

Foto: Christiane Brosius

Es ist die Bewegung zwischen der eigenen Forschung und dem breiten Spektrum der Themengruppe wie auch der Fellow-Klasse, die eine Begriffsarbeit ermöglichte, die für mich in dem Kontext des Nachdenkens über Robustheit in und von Städten positiv anstrengend und konstruktiv wurde und immer wieder den Bogen schlagen ließ zu den größeren Feldern der Kolleg:innen und ihrer Einwürfe. So konnten wir das, was Gemeinschaften in ihrer Vielfalt und Komplexität definiert und eben robust macht, aus dem Blick der verschiedenen Disziplinen untersuchen, seien es Sozial- und Wirtschaftswissenschaften, Entwicklungspolitik oder Biologie. Richtungsweisend waren dabei unsere Diskussionen in der Fellow-Klasse zum Konzept des Netzwerks, der Effizienz oder der Unsicherheit, etwa mit dem Mathematiker Robert Scheichl, mit Ulrich Schwarz aus der Theoretischen Physik oder dem Psychologen Andreas Voß. Sie und andere Fellows ermöglichten ein multiperspektivisches Skalieren und Umkreisen unserer Begriffsarbeit an Robustheit, Performanz oder auch Resilienz.

## WAS HABE ICH IN DIESEM JAHR AM MARSILIUS-KOLLEG GELERNT?

Robustheit ermöglicht ein anderes Nachdenken über Widerstandsfähigkeit und zugleich Transformation als der klassische Resilienz begriff, der ein Beharren auf Tradition und Ursprung betont, auf Bewahrung und „originalgetreuem“ Wiederaufbau, etwa von zerstörtem Kulturerbe oder auch immateriellen Praktiken. Nicht nur in den kritischen Kulturerbestudien, auch in der Migrationsforschung finden sich diesbezüglich spannende Reflexionen. Das gilt auch für Forschung zu innovativen Aspekten transkultureller Nachbarschaft in europäischen Großstädten. Oft wird Migration als ‚Bleifuss‘ für urbanen Fortschritt und sozialen Frieden formuliert; konservativ-rechte Definitionen von ‚Leitkultur‘ forcieren die Idee der Resilienz der ‚Mehrheitsgesellschaft‘ (Stresstest, Toleranz-Überforderung) ebenso wie die der Anpassungs- und Bekenntnispflicht zu dieser. Leicht verfällt man in binäre und stark normative Oppositionen. Das Konzept kultureller Robustheit würde einer solchen Reduktion von Komplexität und Spannungen in unseren Städten wehren, ohne Problemen aus dem Weg zu gehen. Das Modell der robusten Stadt wirkt konservativen Auffassungen von Resilienz (als Recht der Mehrheitsgesellschaft versus die angeblich fragmentierende Migration) und Idealen homogener sozialer Gruppen (also auch der Ghettoisierung) entgegen.

Die Stadt ist immer auf dem Weg und nie fertig: Sie ist „Laboratorium“ für unumgängliche zukünftige Formen des Zusammenlebens in einer kosmopolitischen und offenen Zivilgesellschaft. Der Begriff der Robustheit – mehr als der der Resilienz – ermöglicht ein beweglicheres Gestalten, über den Tellerrand des „Originalzustands“ hinaus, des Krisennarrativs von sozialer Kohäsion in Städten. Er sträubt sich gegen Testszenarien, die auf Scheitern oder Bewältigen angelegt sind und die Komplexität oft als Überforderung verstehen.

Robustheit ermöglicht, ein neues „Diversitätsverständnis“ für eine globalisierte Welt zu entwickeln. Auch wenn Verflochtenheit zentral für das Konzept ist, so steht dahinter weniger die Idee des „Ganzen“- des „Organismus“- der starre und hegemoniale Ordnung aufrechterhält. Leerstellen, Brüche, Spannungen sind zentral für Robustheit und den ethnologischen Blick, der das Fluide und Oszillierende ebenso braucht wie verschiedene Geschwindigkeiten und Relationen. Eine ideale Spiegelung dessen, was das Marsilius-Kolleg als Denk- und Diskussionsraum anbietet.